Die ewige Jagd.

Roman von Adolph Schaffmeyer.

(13. Fortsetzung.)

Dieser neuen Regung erwachender Eifersucht drängte aber sogleich eine zweite nach: das Bewußtsein, daß Vivian ihn verlassen wollte. Das stand plötzlich ganz fest vor seinem Geist, als hätte sie es schon ausgesprochen, wie etwas Unverrückbares. Schlaff und kraftlos sanken seine Arme an der Seite nieder, und der Ausdruck seines Gesichtes wurde ganz energielos. Durand sank auf den Bettrand nieder und starrte ins Leere. Solange er sich in den Haß gegen Vivian hineingewurmt, solange hatte er sich als den Stärkeren gefühlt — jetzt fühlte er, daß sie viel stärker war. Er ging nicht von ihr — sie schüttelte ihn ab.

Ein banges Gefühl der Verlassenheit zog beängstigend über ihn herauf. Er war ein Verfehmter, schon der nächste Tag würde die Entdeckung bringen. Flüchten mußte er, sich fortschleichen. — — Niemand wußte noch, was er begangen hatte — auch Vivian nicht — —

Die Zähne klapperten ihm im Munde, während Schweißperlen ihm zugleich auf die Stirne traten; es war ihm, als ob ihm eine Hand an der Gurgel packte. Durand war nahe daran, einen Schrei um Hilfe auszustoßen und behielt doch Ueberlegung genug, den Schrei zu ersticken.

Plötzlich schlug eine helle Stimme an sein Ohr, ein lautes, fast grelles Lachen — sie war es. Und Helios — er unterschied seine monotone Stimme — und die junge Stenographin, die im obersten Stockwerk wohnte. Vor der Tür standen sie, unterhielten sich, scherzten in bester Laune, während er unerträgliche Qualen litt. Dieses herzlose Weib, dieser Vampyr, der ihm das Blut ausgesogen! Mit blödem Ausdruck lauschte er — bis ihr Lachen von neuem erklang. Aber diese vollkommene Unbekümmertheit und Gleichgültigkeit von ihrer Seite riß ihn innerlich zusammen, er gewann seine Haltung wieder.

Mit einer raschen Bewegung fuhr er über sein Haar und warf einen Blick in den Spiegel; er sah geisterhaft bleich aus, aber er biß doch die Zähne zusammen. Jetzt hieß es den Kampf. — — Er ließ sich am Tisch nieder und stützte den Kopf in die Hand — eine Zeitung lag vor ihm, man konnte glauben, daß er die Tagesneuigkeiten gelesen hatte.

Als Vivian in der Türöffnung erschien und Durand erblickte, zuckte sie eine flüchtige Sekunde zusammen, aber ohne ein Wort trat sie an ihm vorbei an die Kommode, wo sie vor dem Spiegel ihre Sachen zu ordnen begann. Dann nahm sie die Puderquaste zur Hand, um ihr lädiertes Auge zu bearbeiten, wobei sie ganz leise irgendeine Melodie vor sich hinsummte.

Vivian schien gar kein Gefühl dafür zu haben, daß hinter ihr ein Mann saß, der sie mit seinen kleinen tückischen Augen unabläßig beobachtete, in dessen Händen es zuckte, und durch dessen Hirn sich allerhand wirre und wilde Gedanken wälzten. Der Anblick ihrer gleichgültigen Ruhe schürte nur seine verbissene Wut.

„Wie lange soll die blöde Komödie noch dauern?" knurrte er sie endlich an, doch auch diesen Worten setzte sie nur eisiges Schweigen entgegen.

„Nimm Dich in acht," fuhr er nach ein paar Augenblicken fort, „daß Du den Bogen nicht zu straff spannst, es könnte Dich gereuen. Ich stehe am Rande des Abgrundes, und ich kann Dir sagen, in meiner Lage ist es einem Menschen ganz gleichgültig, was er tut, Und noch eins: Du hast mich ruiniert, und wenn ich jetzt zum Teufel gehe, so reiße ich Dich mit hinab."

Es mußte doch wohl etwas im Tone seiner drohenden Worte gelegen haben, das Vivian erschreckte; sie wandte sich herum und suchte, die Erstaunte zu spielen.

„Ich?" rief sie, „ich habe Dich ruiniert? Ich möchte wohl wissen, wie?"

„Wer hat mich immer wieder in das Verschwenderleben hineingedrängt, mich aufgereizt, mich tiefer und tiefer hineingetrieben?"

Vivian hatte eine schnippische Antwort auf den Lippen, allein sie besann sich, wie sie in die verzerrten Züge Durands blickte; es überrieselte sie plötzlich kalt, wie das Nahen einer Gefahr. Eine flüchtige Sekunde überlegte sie, ob sie an ihm vorbeigehen und versuchen sollte, die Tür zu erreichen, aber sie wagte es nicht in dem bestimmten Gefühl, daß er sich auf sie stürzen würde. Sie stellte sich deshalb mit dem Rücken gegen die Kommode, ihn fest im Auge haltend.

„Du hast immer getan, als ob Du Geld in Masse hättest, alle im Hause haben Dich für reich gehalten."

„Nun, ich habe keins, keinen Heller mehr, und ich brauche Geld — das Messer sitzt mir hier —" er fuhr sich mit dem Zeigefinger über die Kehle. Zugleich erhob er sich und beugte sich drohend vor, so daß sie instinktiv zurückwich.

„Wenn Du die Hand gegen mich erhebst, so schreie ich und alarmiere das Haus," rief sie, die Hände wie zur Abwehr vorstreckend.

Durand blieb ganz unbeweglich, aber langsam und leise klangen seine Worte: „Wenn Du einen Schrei ausstößt, so —" Er endete nicht. Eine Pause intensiver Spannung verstrich, dann wieder seine Stimme: „Ich weiß, daß Du Geld hast, — — lüge nicht, ich weiß es. — — Und eine andere Sache: der Diamantenschmuck — —! Wer hat Dir den gegeben? Du denkst, ich wüßte nicht. — — Du bildest Dir ein, ich glaube an die Geschichte mit dem Pfandhaus — —! Du hältst mich für einen blinden Narren. — — Ich weiß, woher er kommt."

Die Stimme zischte ihr entgegen.

Ihre Brust hob und senkte sich, und alle Farbe war aus ihrem Gesicht gewichen, ihre zitternden Hände tasteten haltlos in der Luft herum. Sie war völlig überrumpelt und machte gar nicht erst den Versuch, zu leugnen, was Durand auf der Stelle erkannte.

„Ich werde den Kerl über'n Haufen schießen — was liegt mir noch daran?"

Vivians Augen irrten umher nach einer Stütze, einem Halt, sie fühlte eine Schwäche in den Beinen und wankte nach dem Bett, auf dessen Rand sie niedersank.

„Ich weiß nicht, was Du von mir willst," rief sie mit weinerlicher Stimme. „Du beschimpfst mich, schlägst mich, trittst mich mit Füßen, drohst mir — was verlangst Du?" Sie warf sich nieder und vergrub das Gesicht in die Kissen, dabei bebte der Körper, als ob er von leidenschaftlichem Schluchzen geschüttelt würde.

Er weiß alles, fuhr es dabei blitzschnell durch ihren Geist. Jemand mußte ihm gesagt haben, daß ein elegantes Auto zweimal mitten in der Nacht vor der Tür gehalten — — Warum hatte der Colonel auch immer darauf bestanden, sie nach Hause zu fahren — — —?

Jetzt war sie in Durands Gewalt. Denn das hatte ihr der Colonel gleich zu Anfang gesagt, daß er keinen Skandal wolle und jedes noch so leise Anzeichen eines Skandals ihre Beziehungen sofort zum Abbruch bringen würde. Dabei hatten seine Augen einen kalt stechenden Glanz gehabt, und aus den leicht hingeworfenen Worten hatte sie die eiserne Bestimmtheit herausgehört.

Und ihre eigene Schuld war's gewesen. Warum hatte sie ihm gleich von Anfang vorgeflunkert, daß sie ganz frei sei, und niemand außer ihrer Mutter ihr zu befehlen habe.

Durand hatte ruhig gewartet, bis der Sturm in ihrem Inneren sich legte und sie sich wieder aufrichtete.

„Also was willst Du von mir?" wiederholte sie.

„Was ich von Dir will? Geld will ich — Geld. Ich werde Dir vorrechnen, was ich brauche."

Durand, der sich inzwischen eine neue Zigarette angebrannt hatte, zog eine Bleifeder aus der Tasche und begann auf den Rand der vor ihm liegenden Zeitung allerlei Ziffern zu schreiben, während Vivian vor sich nieder auf den Fußboden starrte.

Alles, was sie seit Jahren erträumt hatte, eines Tages die Bühne zu erobern, eine Operettendiva zu werden, und was jetzt durch einen großen Glückszufall in erreichbare Nähe gerückt schien, war mit einem Schlage durch den Mann vor ihr wieder in Frage gestellt. Wenn Durand seine Drohung in die Tat umsetzte, so tauchte das alles so plötzlich wieder in die Versenkung hinab, wie es aufgestiegen und von ihrer Phantasie schon herrlich aufgebaut war. Die ehrsüchtige Mutter hatte ihr ewig in den Ohren gelegen, daß ein Mädchen mit ihrer Schönheit und mit ihrer Stimme auf dem Theater ihr Glück machen müsse, und schließlich war das für Vivian selbst ein Evangelium geworden.

Aber Jahre vergingen, und das Glück, das große, immer erhoffte ging an ihr vorbei. Voll Neid hatte Vivian oft auf die glücklicheren Kolleginnen geblickt, die in ihren eigenen Automobilen an den Theatereingängen vorfuhren und in kostbaren Pelzen den Stürmen des Winters trotzten. In einer Stimmung von Verzweiflung und resignierter Gleichgültigkeit hatte sie dann eines Tages Jack Durand geheiratet, aber den kleinen Glücksritter nur zu bald durchschaut und nur darauf gesonnen, ihn glatt und restlos wieder aus ihrem Leben zu löschen. Vollends als der Colonel auf der Bildfläche erschien.

Eine tolle, lustige, überschäumende Nacht war das gewesen, als sie im Hause eines alten Lebemannes mit einigen anderen hübschen Chormädels, die singen und tanzen konnten, zur Unterhaltung einer größeren Herrengesellschaft erschienen war. Dort hatte sie den Colonel zuerst gesehen und hatte ihn gefesselt. Instinktiv, nach der ersten intimeren Unterhaltung hatte Vivian herausgefühlt, daß der elegante weißhaarige Gentleman mit der vornehmen Haltung und den feinen Manieren, die auch in dieser ungezwungenen Gesellschaft ein gewisses Etwas von Ritterschaft bewahrten, der Mann war, von dem sie immer geträumt hatte.

Und zugleich empfand sie mit dem scharfen Instinkt des Weibes, daß auch die Aufmerksamkeiten des Colonel einen tieferen Ton hatten. Vivian irrte sich nicht. Diese rothaarige kleine Person, deren Haar nicht gefärbt war, und deren weiße Raubtierzähne hinter den roten Lippen so verlockend hervorschimmerten, dieser geschmeidige Körper und dieses Teufelstemperament reizten den Appetit des alten Lebemannes.

Als der Colonel beim zweiten Glase Champagner Vivian ins Ohr kniff und ihr mit leisem Flüstertone zuraunte: „Vivian, wie ist's, werden wir einmal in den nächsten Tagen zusammen soupieren?" da wußte sie ihr Spiel gewonnen.

Und alle Träume, die sie seitdem heimlich geträumt, und alle Hoffnungen, die seitdem erwacht und gewachsen waren, die sollten jetzt zugrunde gehen? O nein, Herr Jack Durand, da würde sie bis zum letzten Atemzuge kämpften. — — —

Durand, der mit seinen Rechnungen fertig geworden war, erhob sich von seinem Stuhle, schob beide Hände in die Hosentaschen, schritt durchs Zimmer und blieb endlich vor Vivian stehen.

„Wenn Du's wissen willst, ich brauche morgen dreihundert Dollar. Ich brauche es im Bureau," es kam ganz langsam und leise, „so, nun begreifst Du wohl, was das zu bedeuten hat. Wenn ich das Geld nicht habe, bin ich verloren."

„Du hast im Geschäft — —?" Vivian, die jetzt am Tisch stand, wich unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Ja, ich habe," erwiderte er mit frecher Stirn. „Ich habe das Geld genommen — und Du wirst wohl wissen, wohin es gegangen ist, oder soll ich Dir's vorrechnen?"

Unterschlagen — er hatte Geld unterschlagen — er war ein Dieb. Hatte sie ihn bisher nur gehaßt, jetzt fühlte sie eine kalte Verachtung gegen den Mann in sich aufwallen. Ein Verbrecher, den man jede Stunde verhaften konnte! Ihre Fingerspitzen glitten an der Stirn hin, die Wange hinunter. Eine Weile blieb es ganz still im Zimmer. Das eine war ganz sicher: es durfte keinen öffentlichen Skandal geben; alles mußte sie aufbieten, um das zu verhindern.

Sie sank am Tisch nieder, mit ihren wühlenden Gedanken ringend.

„Ich will Dir sagen, was ich tun will", begann sie endlich mit heiserer Stimme. „Wir schulden Frau Oglethorpe sechzig Dollar — und sie hat heute abend das Geld von mir verlangt. Ich habe auf der Bank ungefähr zweihundertvierzig Dollar ohne die Zinsen — ich werde Dir das Bankbuch geben." Sie schritt an ihm vorüber auf den Schrank zu, holte eine Ledertasche heraus, der sie ein kleines Büchlein entnahm. „Da," sagte sie. Durand nahm das Buch, aber ohne es zu öffnen und ließ keinen Blick von ihr.

„Sieh nach," fügte sie hinzu.

„Dein Wort genügt."

„Das ist alles Geld, was ich habe. Du kannst Frau Oglethorpe bezahlen oder nicht, wie Du willst. — Ich habe Dir meinen letzten Cent gegeben. Und hier" — Vivian streifte den Solitär vom Finger und legte ihn auf den Tisch — „den kannst Du versetzen oder verkaufen, das wird veilleicht die Summe vollmachen."

Es war der Verlobungsring. Durand hob seine Rechte wie zur Abwehr, aber heftiger fügte sie hinzu: „Nimm ihn, ich will nicht, daß die Leute mit Fingern auf mich weisen, und daß sie Dich — — —" Sie brach kurz ab. Durand wußte wohl, was auf ihren Lippen schwebte.

Wieder herrschte Schweigen im Zimmer. Durand, der am Tisch niedergesunken war, bohrte seine Augen in den Teppich — er hatte nicht den Mut gehabt, während sie sprach, ihr ins Gesicht zu blicken. Nervös und mechanisch drehte er den Ring zwischen den Fingern.

„Und dies — dies bedeutet?" stieß er endlich hervor.

„Ja", sagte Vivian mit steinerner Ruhe, „darüber wollen wir jetzt reden. Ich kehre zu meiner Mutter zurück, und Du mußt sehen, wie Du in Zukunft Dein Leben gestaltest. Ich habe Dir meinen letzten Pfennig gegeben. Ich kann Dir nicht weiter helfen und will es auch nicht. Aber das verlange ich: daß Du mich sofort in Ruhe läßt. Ich habe ein Engagement, und ich will jetzt versuchen, etwas zu leisten, deshalb will ich auch nicht, daß dies hier noch auf mir lastet."

Durand fuhr auf mit der Absicht, Beschuldigungen und Angriffe gegen sie zu erheben, seine Lippen bebten, die Faust war geballt.

Aber Vivian schüttelte nur den Kopf. „Es ist ganz nutzlos, Dich aufzuregen. Ich sage Dir: lieber sterbe ich hier auf dem Fleck, als noch länger mit Dir unter einem Dach zu wohnen. Entweder gehst Du oder ich gehe heute abend noch — — —"

Durand kniff die Lippen zusammen — aber plötzlich stieß er einen kurzen Ton aus, der wie Auflachen klingen sollte, und zuckte die Achseln.

(Fortsetzung folgt).

Der Affe.

Skizze von Adolf Stark-Marienbad.

„Wie lange wird das noch dauern?" fragte René den Arzt, als sie zusammen die Treppen hinabstiegen.

Dr. Lucius zuckte mit den Achseln. „Tage, Monate, Jahre! Wer kann das bestimmen? Ihr Oheim hat eine unglaublich zähe Natur. Heute mit dreiundachtzig Jahren funktionieren seine Organe, sein Herz, seine Lunge noch so kräftig und regelmäßig wie bei einem Zwanzigjährigen. Wenn nicht bisweilen diese Schwächezustände kämen, dieses plötzliche Nachlassen des Körpers und des Geistes, wie Sie es heute mit ansehen, würde ich sagen, daß er über hundert Jahre alt wird. Und er wird es vielleicht. Obgleich es mich auch nicht wundern würde, wenn wir ihn eines Morgens tot im Bette fänden. Wenn ein Vergleich erlaubt ist, dann möchte ich sagen, es ist wie bei einem Oellämpchen, wenn das Oel zu Ende geht. Das knistert und sprüht und zuckt und sinkt ganz in sich selbst zusammen, daß man glaubt, jetzt muß es verlöschen, und dann plötzlich strahlt es wieder ganz hell, und so geht es durch Stunden lang. Solange noch ein Tropfen Oel da ist, brennt es natürlich, wenn nicht von irgendwo ein Luftzug kommt, der es ausbläst."

„Das ist schrecklich", sagte René ganz laut, zu sich selbst, während er die Treppen wieder emporstieg. „Das ist schrecklich."

Und er wußte selbst nicht, an was er dabei dachte! Ob an den Zustand des alten Mannes, dieses armen Häufleins von Haut und Knochen, das im Bette lag und kein anderes Lebenszeichen von sich gab als ein heiseres Schnarchen und bisweilen einen lauten, gellenden Schmerzensschrei, der René durch alle Glieder ging.

„Passen Sie auf, junger Herr", sagte der alte Johann, der neben René an dem Bette stand. „Bis gegen Abend ist alles vorüber. Dann kommt er auf einmal zum Bewußtsein, fühlt sich sehr schwach und verlangt zu essen. Der Koch schürt schon das Feuer im Ofen. Und dann nach dem Essen schläft er ein und schnarcht, aber nicht so wie jetzt, sondern wie ein gesunder Mensch schnarcht, ganz ruhig und regelmäßig, und morgen früh ist er wieder wohlauf, liest seine Zeitung und spielt und plauscht mit Joko den ganzen lieben Tag."

Als wisse er, daß von ihm gesprochen werde, kam der Affe mit drei Sprüngen herbei, schwang sich auf Johanns Schulter und schnitt René eine Grimmasse.

„Ekelhaftes Tier!" René machte eine Handbewegung, vor welcher der Affe auf den Schrank floh, um aus sicherer Höhe herab den Feind anzufauchen und zu bedrohen. „Ekelhaftes Tier! Wie kann man nur so etwas um sich dulden und gar lieben?"

„Wenn man sonst niemanden hat, junger Herr, — — und dann, Joko ist wirklich possierlich. Und gescheit ist er auch. Der braucht nur einmal etwas zu sehen, gleich macht er es nach. Das ist manchmal zum Totlachen und manchmal zum Aergern und manchmal beinahe zum Fürchten. Er ist ja gewiß nur ein unvernünftiges Tier, aber bisweilen, besonders wenn es gilt, sich zu rächen, da zeigt er so viel Vernunft und überlegte Bosheit, daß man glauben könnte, die Bestie sei beinahe wirklich ein Mensch."

„Das ist schrecklich", sagte René. Aber er dachte nicht mehr an den Affen bei diesen Worten und nicht mehr an den alten Mann, der da röchelnd in den Kissen lag, sondern an Eva, die kleine, blonde, süße Eva. Drei Jahre waren sie nun schon verlobt, heimlich verlobt. Und der Doktor sagte, das könne noch Jahre dauern, noch lange Jahre.

Durfte das denn sein, daß zwei junge Menschen, zwei Menschen, die einander liebten, die darauf brannten, einander anzugehören, die geschaffen waren, das Leben zu genießen, Freude zu empfinden und zu verbreiten, daß zwei solche Menschen nicht zusammenkommen durften, weil ein armseliges knisterndes Flämmchen nicht erlöschen wollte. „Bis zum letzten Tropfen, wenn nicht von irgendwo ein Luftzug kommt, der es ausbläst", so hatte der Doktor gesagt.

Mußte es ein Luftzug sein? Ein Blasen aus menschlichem Munde, nicht einmal ein Blasen, ein Hauch genügte auch. Und alles war gut. Alle waren zufrieden und glücklich, auch der Alte, dem das Leben längst zur Last war, der längst nichts sehnlicher erwünschte als den Erlöser Tod, der nicht kommen wollte zu ihm, gerade zu ihm, dem er Weib und Kind und Enkel geraubt hatte, alle die er liebte. Er, René, der Vetter im vierten Grad, der Erbe, war ihm ja doch ein Fremder. Und der Rest seiner Liebe gehörte keinem Menschen sondern einem Tier.

Keiner sah es. Der alte Johann im Nebenzimmer, ermüdet von dem vorhergehenden Nachtwachen, schlief fest und ruhig. Wußte er doch, daß er recht behalten hatte. „Sehen Sie, junger Herr, er ist erwacht und hat gegessen. Morgen ist er wieder wohlauf. Als der alte Johann so sprach, da wurde der Gedanke zum Entschluß und der Wunsch zum Willen der Tat.

Keiner sah es, wie er das Kissen nahm und es auf das Gesicht des Schläfers drückte. Keiner sah es, wie der alte, schwache Körper unter der Decke sich dehnte und streckte, als die Lunge keine Luft mehr bekam, ein letzter Krampf, ein letztes Aufbäumen des schwachen Lebens gegen den Tod. Keiner sah es, wenigstens kein Mensch. Und Joko, der eben auf dem Schranke die Zähne fletschte und die kleinen Fäuste ballte, — — pah, ein Tier. Wart' nur, Bestie, wenn ich erst Herr im Hause bin!

Keiner wunderte sich über den plötzlichen Tod. Ein Mann von dreiundachtzig Jahren! „Ich sagte es Ihnen gestern, daß es so enden würde, daß wir ihn eines Morgens tot im Bette finden werden."

Und Dr. Lucius kam sich ungeheuer gelehrt und klug vor.

Das Majorat fiel ohne weiteres an René, aber auch das bedeutende Privatvermögen, denn der Alte hatte seit Jahrzehnten kaum den zwanzigsten Teil der Einkünfte verbraucht. Es fand sich ein Testament: Alles gehört René, unter der Bedingung, daß er Joko auf dem Schlosse behält und treulich pflegt bis an sein natürliches Ende.

Im Herbst, zur Jagdzeit, hielt der neue Herr seinen Einzug. Da klappten die kleinen Schuhe der blonden Frau Eva über die Treppen und durch die alten Räume. Wie glücklich sie war und wie lustig! Den ganzen Tag sang und trällerte sie. Nur Joko konnte sie nicht leiden. Sie fürchteten sich vor dem Tiere. Da wurde der Affe aus dem Schlosse in die Kastellanswohnung verbannt, wo der alte Johann als „Herr Verwalter" residierte. Und dann vergaßen sie Joko und alles Ungemach der Welt. Sie waren so glücklich. Und nicht einmal, nicht ein einzigesmal stieg die Erinnerung an den Alten aus den Tiefen seiner Seele und trübte den Tag oder den Schlaf der Nächte. Sie waren glücklich, restlos glücklich.

Schwül war es und heiß in diesem September, wie andere Jahre im August. Doppelt schwül und heiß in der Dachkammer, die Eva zum Schlafraum für sich und den Gatten hatte herrichten lassen müssen. Denn das Haus war voll von Gästen, so voll, daß sie die eigenen Zimmer hatten abtreten müssen. Man hat viele Freunde, wenn man jung ist und reich und glücklich. Und Eva war entzückt von dem Haufen in der Kammer unterm Dach.

Bis um Mitternacht saßen die Männer noch beisammen beim Weine. Sie erzählten von der heutigen Jagd und von Jagdgeschichten, die sie früher erlebt oder gehört hatten. Es mischte sich wohl manch kräftig Wörtlein Jägerlatein darunter. Da wurde die Stimmung lustiger und lauter. Der Wein tat auch das Seine und die warme Luft, die vom Garten herein drang, als sei es Frühling draußen und nicht Herbst; und dann, als es so weit war, sprachen sie von den Frauen. Nur einer redete nicht: der Hausherr. Frauen? Gab es denn so was auf der Welt? Es gab nur eine Frau auf Erden. Und erst seit er die eine sein eigen nannte, da wußte er, was Liebe war und Glück.

Auf Fußspitzen betrat er die Kammer. Leise drehte er das Licht auf und wandte sich um, nach Evas Bett. Dort mußte sie liegen, den Kopf in die Polster vergraben, die weißen Kissen überflutet vom Gold ihrer Haare.

Seine Augen weiteten sich. Aeffte ihn ein Traum? War es der Wein, der sein Hirn umnebelte? Was hockte dort im Dunkeln und streckte zwei dürre Arme nach vorwärts und preßte den Polster auf das Gesicht der Schläferin, fest, unerbittlich, geradeso, wie er es dem Alten getan hatte? Er fuhr sich über die Stirn, er riß sich an den Haaren, daß er den Schmerz spürte, aber der Spuk wich nicht. Da überwand er das Grauen und trat näher. Mit jähem Satz flog es an ihm vorbei, hockte auf dem Fensterbrett, grinste ihn an, ballte die Fäuste, und kletterte dann an der Wand empor, zum Dache, woher es gekommen war.

Am Bette aber kniete ein Mann und preßte das Ohr an die Brust, in der kein Herz mehr schlug, und rieb die erkalteten Hände und hauchte dem stummen Munde seinen Atem ein und flüsterte heiser immer, immer wieder dasselbe: „Es kann ja nicht sein, es kann ja nicht sein!"

So fand man ihn und hörte seine Selbstanklagen, die seine Mördertat am alten Oheim verrieten und ihn den Richtern überlieferten.

— Rache. „Ihr Mann ist ja in letzter Zeit so häufig krank?"

„Im Vertrauen, Frau Nachbarin, bloß um den Dr. Schwalbe zu ärgern, der uns gegenüber wohnt. Mit dem sind wir wegen der unverschämt hohen Rechnung in Streit geraten, und jetzt holen wir bei jeder Kleinigkeit seinen Konkurrenten."

Die Farbe der Kriegsschiffe.

Ansichten der Seestaaten über die unsichtbare Farbe verschieden.

Die Ansichten über die unsichtbarste Farbe der Kriegsschiffe gehen in den einzelnen Seestaaten zum Teil auseinander, was auf die verschiedenen Erfahrungen und vielfach auch verschiedene Färbung der Meere zurückzuführen ist, in denen die Schiffe sich hauptsächlich aufhalten.

In der englischen Flotte wurden vor einiger Zeit beachtenswerte Versuche gemacht, die den Zweck hatten, die am wenigsten auffallende Farbe für die Torpedoboote bei nächtlichen Angriffen unter Beleuchtung durch Scheinwerfer festzustellen. Zu diesem Zweck wurden Boote herangezogen, die entweder grün, schwarz, hellgrau oder weiß angestrichen waren. Man ließ nun die einzelnen Boote unter gleichen Verhältnissen einen Angriff gegen Schlachtschiffe unternehmen und vor allem hierbei die Beleuchtung durch Scheinwerfer wirken. Es stellte sich hierbei heraus, daß die weiß angestrichenen Tropedoboote, die der Farbe des Lichtkegels der Scheinwerfer am meisten nahekommen, am wenigsten erkennbar waren. Es ist demnach zu erwarten, daß die Engländer mit dem weißen Anstrich von Torpedobooten zunächst im Mittelmeer vorgehen werden.

Im allgemeinen herrscht sonst bei den Nordmächten die rein graue Farbe bei den größeren Schiffen vor, während die Torpedoboote bei den Seestaaten zum Teil besonders gefärbt sind. Während Deutschland seine Schiffe hellgrau färbt, zieht England Dunkelgrau vor. Rußland bevorzugt ein mittleres Grau, Norwegen, Dänemark, Holland und Schweden halten ihre Kriegsfahrzeuge gleichfalls in Grau. Auch Japan hat Dunkelgrau gewählt, während der obere Teil des Schornsteins schwarz umrändert ist. Die Schiffe der Ver. Staaten sind schiefergrau gehalten, während Oesterreich-Ungarn einen grüngrauen Anstrich gewählt hat.

Eine besondere Kriegsmimikry weisen die Torpedoboote vieler Staaten auf. Bemerkenswert ist, daß sowohl Deutschland wie England diesen Booten eine schwarze Farbe gegeben haben. Nur im Auslande sind die englischen Torpedoboote dunkelgrau, hellgrau oder weiß. Die französischen Torpedofahrzeuge sind dunkelgrau gefärbt, während die Unterseeboote flaschengrün erscheinen. Diese Schiffsarten haben in Rußland eine dunkelgraue Farbe, im Schwarzen Meer dunkelgrau bezw. hellgraugrün. Alle übrigen Seestaaten haben den Torpedobooten dieselben Färbung zuteil werden lassen wie den übrigen Kriegsschiffen.

Aufteilung des Amazonentales.

Mit Recht legt man in Südamerika einen epochemachenden Wert auf die Arbeit von drei Regierungs-Grenzkommissionen, welche beauftragt wurden, das große Amazonenstrom-Tal auszumessen und die Grenzen der Interessen-Sphären von Brasilien, Peru und Bolivia in diesem Tale endgiltig festzulegen und zu bezeichnen.

Es ist zu bedenken, daß die Erforschung eines großen Teiles dieses Geländes bisher weiter zurück war, als die irgend eines Landes von Mittelasien oder Mittelafrika! Noch immer zeigen Landkarten von dieser Region Flüsse, wo keine Flüsse sind, Berge an Stelle von Ebenen oder Ebenen an Stelle von Bergen usw. Manche hatten geglaubt, es würden noch Generationen vergehen, bis der Weiße das Becken des Amazonenstroms wirklich bewältigt und kennen gelernt habe; aber sie rechneten eben ohne die Hilfsmittel der modernsten Wissenschaft.

Dieses Becken ist ein Land oder vielmehr eine Welt ungeheurer Entfernungen. Aber mit Hilfe der drahtlosen Telegraphie kann Manaos ebenso leicht mit Porto Velho „sprechen", wie London mit New York. Ein Motorboot — wäre es auch nur ein provisorisch zusammengestoppeltes — von 8 Pferdekräften kann es auf den Waldflüssen und Seen leicht 20 Ruderern zuvortun, und aus einer Reise von Monaten eine solche von Tagen machen. Solche Einrichtungen kommen nicht allein für die Arbeit der obigen Grenzkommissionen in Betracht. Sie können und werden ebenso gut den künftigen Siedlern dienen und diesen „dunklen" Gegenden den größten Teil ihrer Schrecken rauben. Bald wird wohl auch das Dampfroß allenthalben durch die weiten Dschungeln brausen, deren völlige Erschließung für die Kultur nicht mehr lange auf sich warten lassen dürfte.

— Selbstschätzung. — Ein Herr fällt bei einer Spazierfahrt auf dem Meere über Bord und wird von einem Matrosen mit eigener Lebensgefahr aus dem Wasser gezogen. Als der Gerettete wieder zum Bewußtsein gekommen ist, reicht er dem Matrosen — einen Dollar.

„Was, nur einen Dollar!" ruft dieser enttäuscht.

„„Ich, gib Dich doch zufrieden"", meint sein Kollege, „„der Herr wird am besten wissen, was er wert ist!""

Unsere

Schnittmuster-Offerte

Jedes Muster 10c

Anziehendes Backfischkleid aus Crepe de Chine. No. 9996.

Ist das Modellaussuchen an und für sich nicht leicht, da allzuviel Punkte dabei berücksichtigt werden müssen, so wird es zu einer Probe der Geduld, wenn es sich um ein Kleid für das herangewachsene Töchterchen handelt, da die jungen Damen sehr wählerisch in ihren Toilettenangelegenheiten sind. Zu einem hübschen Sommerkleid läßt sich dieses Schnittmuster hier vorzüglich verwenden, und dürfte ohne Weiteres des Beifalls des Backfischchens gewiß sein, da die Kimonobluse mit dem schrägen Schluß und dem

eingesetzten Chemisett nebst Umlegekragen sehr schick und kleidsam wirkt. Der Rock, im Pegtop-Effekt, wird im Gürtel mit einer breiten Schärpe abgeschlossen. Im schmiegsamen weißen Crepe de Chine verarbeitet, würde dieses Modell, das in Größen von 14—18 Jahr erhältlich ist, ein reizendes jugendliches Tanzkleid geben. Einfacher, doch darum nicht weniger schön, ist Mull und Voile oder geblümter Baumwollkrepp, Stoffe, die sich in der Wäsche vorzüglich bewähren. Gebraucht werden 4½ Yards bei 44 Zoll Breite.

Bestellungsanweisung.

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich geschrieben an und schicke den Coupon nebst 10 Cents für jedes bestellte Muster an das

Omaha Tribüne Pattern Dept
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon
Ich wünsche Muster No. .....
.... Zoll Brust- oder Taillenweite. — ..
(Jahre .... bei Kinderstachen.)
Name .....
No. ..... Straße .....
..... Stadt .....

Blutverbesserung bei Hautkrankheiten.

Prof. Linser in Tübingen empfiehlt die Anwendung normalen menschlichen Serums bei Hautkrankheiten, daneben die Blutwaschung durch den Aderlaß mit nachfolgender Einspritzung von Kochsalzlösung. Eine große Zahl von Hautkrankheiten wurde dadurch zur Heilung gebracht, namentlich Juckblattern und sonstige juckende Ausschläge. Bei Flechten sind die Erfolge im allgemeinen um so günstiger, je ausgedehnter die Flechten sind. Prof. Linser verwendet, wo irgend möglich, stets frisches, nicht über sechs Stunden altes Serum. Die einzuspritzende Menge beträgt je 20 bis 30 Gramm.

— Ein liebevoller Vater. Richter: „Aber, wie konnten Sie Ihr Kind am Kopfe so blutig schlagen?"

Vater: „Ich wollt' mein' Sohn gern studieren lassen, und da sollt' er einen offenen Kopf kriegen."

— Gefährliche Arbeit. Herr: „Wie geht's denn Ihrem Herrn Gemahl?"

Dame (Gattin eines angehenden Dichter): „Ich danke, es geht etwas besser, der Arzt hat ihm schon wieder einige leichte Versfüße erlaubt!"

— Im Alpenwirtshaus. Tourist (der wegen des unaufhörlichen Regens mit den Reisegefährten Skat spielt): „Zum Kuckuck, jetzt möchte ich aber wirklich wünschen, es würde endlich aufhören zu regnen. Das ist ja einfach trostlos — ich verliere immerzu!"